Die Tochter des Landpfarrers.

Novelle von Clarrissa Lohde.

(Fortsetzung und Schluß.)

Zwölftes Kapitel.

Auch Lieutenant Fritz Körber hatte eine kleine Verwundung am linken Arm davongetragen, aber so unbedeutend, daß er sofort nach seiner Garnison zurückkehren konnte. Die Schwester, wie den Onkel unterrichtete er von dem Vorgefallenen schriftlich. Zum Glück kam der unheilvolle Brief zuerst in der Baronin Hände, welche, des Lieutenants Handschrift kennend, ihn öffnete und so im Stande war, das arme Kind wenigstens auf das Furchtbare, was geschehen, vorzubereiten. Sie hatte im Waldsee'schen Palais angefragt und konnte gleich der erschütternden Nachricht den Trost hinzufügen, daß man des Verwundeten Leben zu erhalten hoffe.

Langsam aber, nur langsam ging es mit Erich zur Besserung. Die Gräfin und Erna kamen fast kaum von seinem Lager. Auch Gräfin Eva überwand sich so weit, täglich eine Stunde, während die Gräfin mit Erna in's Freie fuhr, was der Arzt unbedingt forderte, bei dem Kranken zu verweilen. Der schönen Gräfin wurde diese Stunde zu einer Höllenqual. Sie fürchtete die Augen des noch immer der Sprache beraubten Kranken, die sie oft so seltsam klagend anblickten. So war sie denn stets froh, wenn diese Augen sich zum Schlafe schlossen, was bei der Schwäche Erich's nur zu häufig geschah.

Auch heute war er bald nach ihrem Eintritt in Schlaf gesunken. Die Wärterin hatte sich gleichfalls zu kurzer Ruhe in's Nebenzimmer zurückgezogen, so war Eva ganz allein in dem weiten Gemache. Ein unheimliches Gefühl durchschauerte sie. In den weichen Fauteuil zurückgelehnt, gab sie sich ihren Gedanken hin, finsteren unzufriedenen Gedanken. War dies die Freude, das ersehnte Glück an Erich's Seite, daß sie seine Krankenwärterin geworden? Ihre ganze Seele hing an den Freuden der Welt; fern von ihr, von dem rauschenden Leben, das sie gewöhnt war, empfand sie eine schmerzhafte Leere, der sie nicht Herrin zu werden vermochte. Und wie erschrocken über die eigenen Gedanken, richtete sie sich auf, blickte dem Schlummernden in das bleiche, geschwollene Antlitz. Liebte sie ihn denn nicht mehr, den mit dem Aufgebot von so viel Klugheit und Leidenschaft eroberten Mann, oder hatte sie ihn überhaupt je geliebt? War es nicht vielleicht nur eine Täuschung gewesen, all' dieses glühende Verlangen, das seine Nähe in ihr erweckt, eine Täuschung, durch das Widerstreben des Mannes erzeugt, den sie sicher in ihren Banden zu haben gemeint, den sie nach Durchmusterung der reichen Zahl ihrer Anbeter als den erwünschtesten Gemahl erfunden, und der ihr doch zu entschlüpfen gedroht hatte? Freilich — der kranke, verwundete Mann war nicht mehr der glänzende Cavalier, den sie begehrte. Was Wunder, daß das Feuer, das in ihr brannte, schon jetzt zu erlöschen begann!

Ein Geräusch im Nebenzimmer ließ sie aufhorchen, rieß sie aus ihren nicht gerade freundlichen Gedanken. Durch die zurückgeschlagene Portiere des Salons blickte das feingeschnittene Antlitz des Prinzen Eberstein, der mit gedämpfter Stimme fragte:

„Darf man eintreten?"

Sie legte den Finger auf den Mund und erhob sich ihm entgegen zu gehen.

„Sie hier, Prinz?"

„Schläft Erich?" war die Gegenfrage.

„Ja, doch unser Gespräch könnte ihn erwecken."

„Nur einen Augenblick, Gräfin Eva!" rief er, ihre Hand mit einem Blicke voll Leidenschaft küssend.

„Ich bitte Sie, Prinz!" wehrte sie ihm, und mit scheuem Blick auf den still auf seinem Lager Liegenden fügte sie leise hinzu: „Wenn er erwachte!"

Der Prinz trat an das Bett seines Vetters und beugte sich über ihn; dann nickte er befriedigt und setzte sich an Eva's Seite auf einen Divan, der, etwas entfernt von dem Kranken, doch einen Blick auf sein Lager und damit die Möglichkeit gewährte, ihn im Auge zu behalten.

„Er geht der Genesung entgegen, wie mir die Tante heute glückstrahlend mittheilte," begann der Prinz, „schläft also den Genesungsschlaf, der nicht so leicht gestört werden kann. Ihm Glück zu wünschen, kam ich her, ihm und Ihnen, Gräfin Eva!"

Von Neuem zog er ihre Hand an seine Lippen, die sie ihm diesmal ohne Widerstreben ließ. Das kleine Intermezzo unterbrach doch ein wenig die Langweile des Klosterlebens, das der alten Gräfin konventionelle Beschränktheit der Braut ihres Sohnes aufzuerlegen für gut fand, ein Klosterleben, das ihr selbst jeden Empfang im Hause verbot, somit auch den des neuen, ihr von Tag zu Tag lebhafter huldigenden Vetters.

„Ich danke Ihnen," sagte sie mit einer ungemein graziösen Neigung ihres schönen Kopfes. „War es doch Zeit, daß dieser Zustand der Ungewißheit endlich aufhörte."

„Für Sie, Gräfin Eva, aber für ihn? Ach, was gäbe ich darum, von so holder Hand verpflegt zu werden! Solch' ein Glück ist durch ein Krankenlager von einigen Wochen wahrlich nicht zu theuer erkauft!"

„Ich fürchte, Ihr Vetter Erich möchte anders darüber denken."

„Er? Nun ja, er ist ein unberechenbarer Mensch und schätzt gewöhnlich nur das, was er nicht besitzt."

„Das ist so die gewöhnliche menschliche Schwäche," entgegnete sie mit einem Seufzer.

„Eine Schwäche und ein Vorzug zugleich, Gräfin Eva. Wer nur an einem Gefühle haftet, der versteht das Leben nicht zu genießen!"

„So predigen Sie die Untreue, Prinz?"

„Wie Sie fragen, Gräfin! Glauben Sie denn an die Treue, das heißt an die Möglichkeit einer wechsellosen Neigung?"

Eva wandte den Kopf ab.

„Nein," entgegnete sie fast hart.

„Gut, dann müssen Sie mir auch verzeihen, wenn ich trotz Bann und Interdikt, womit Sie mir drohen, nicht anders kann, als Sie anzubeten, Schönste der Frauen!"

„Thorheit, Prinz!" spottete sie. „Sprechen Sie von etwas Interessanterem."

„Gibt es etwas Interessanteres, als Gräfin Eva Liebau?"

„Wenn Sie zu der Gräfin Liebau sprechen, gewiß!"

„Also ein anderes Thema auf hohen Befehl?" und der Prinz lächelte etwas boshaft. „Vielleicht interessirt es Sie, etwas von dem hübschen Pfarrerskinde zu hören, mit dem die Verwandten Ihres Verlobten einen wahren Kultus treiben."

Eva fuhr empor.

„Schweigen Sie von ihr, Prinz, wenn Sie meine Gunst nicht für alle Zeit verscherzen wollen. Muß ich nicht genug schon um ihretwillen leiden? Beim Himmel, die ganze Verlobung war nahe daran, mir verleidet zu werden durch diese Jammerepisode des Duells."

„Freilich," scherzte er, „es wäre angenehm gewesen, das Duell hätte einen umgekehrten Verlauf genommen. Aber man sagt allgemein, Erich habe absichtlich nur nach des Gegners Arm gezielt, während dieser ihm die verhängnißvolle Kugel zusendete."

Eva biß sich ärgerlich auf die Lippen.

„Das sieht ihm ganz ähnlich," stieß sie heftig hervor, „und eigentlich ist ihm darnach nur sein Recht geschehen. Ein Mann von seiner Geburt und Stellung, der sich zu diesem Pfarrerskinde erniedrigte—"

„Den Gräfin Eva aber durch die Bewilligung der Hand aus seiner Erniedrigung wieder emporgehoben hat."

Sie blitzte ihn mit zornigen Augen an.

„Wie soll ich das verstehen, Prinz? Erst beleidigten Sie mich durch Ihre Galanterien, jetzt durch Ihren Sarkasmus."

„Ich, Sarkasmus gegen Sie? Nein, Gräfin. Ich wagte nur laut zu sagen, was Andere sich leise zuflüstern, daß man sich verwundert, wie Gräfin Liebau in so lebhafte Konkurrenz mit diesem Pfarrerstöchterlein treten konnte."

„So, sagt man das? Nun, vielleicht wundere ich mich schon selbst darüber!"

„Das heißt doch nicht etwa, daß Sie bereuen, Gräfin Eva?" fragte er, sich näher zu ihr hinneigend.

Sie zuckte statt aller Antwort mit den Achseln.

„Und Sie sind doch entschlossen, Ihr Wort zu halten?" fuhr er eindringlich fort.

„Wenn er gesund wird, ja. Im Grunde gleichen sich ja auch die Männer alle in ihren Schwächen und Fehlern, er ist nicht besser und nicht schlechter als die meisten."

„Welch' ein hartes Urtheil gegen unser Geschlecht, Gräfin Eva!"

„Habe ich etwa Grund zu einem besseren?"

Sie hatte sich aufgerichtet und sah ihm fest in's Auge.

„Freilich, was Ihre erste Ehe betrifft, Gräfin, aber Sie können doch den verstorbenen Liebau unmöglich mit Erich auf dieselbe Stufe stellen?"

„Und warum nicht?" rief sie mit höhnisch zuckender Lippe. „Encanaillirte sich der Eine durch seine Neigung zu starken Getränken, so der Andere durch seine Neigung zu niederen Frauen."

Ein Ton, furchtbar, herzzerschneidend, durchzitterte das Gemach. Eva und der Prinz wandten sich erbleichend nach dem Bette des Kranken hin, den sie in der Aufregung des Augenblicks gänzlich vergessen hatten. Dort saß er, die Augen mit wildem Ausdruck nach ihnen hingewandt, die Hand wie in ausbrechendem Wahnsinn an dem Verbande seiner Wunde zerrend. Der Prinz faßte sich rasch und sprang hinzu, das Entsetzliche zu verhindern. Ein stummer Kampf erfolgte, der damit endete, daß der Kranke mit einem gurgelnden Laute in die Kissen zurücksank.

Eva eilte, von Grauen getrieben, in's Nebenzimmer, die Wärterin herbeizurufen.

„Sie haben vielleicht die Güte, Prinz," wandte sie sich dann an diesen, „sogleich nach dem Arzte zu senden."

Als der Prinz nach Ausführung dieses Auftrages den an das Krankenzimmer anstoßenden Salon wieder betrat, fand er die Mutter Erich's daselbst von ihrer Spazierfahrt zurückgekehrt.

Die Gräfin las sogleich Unheil auf seinen Zügen.

„Du hier, Alfons," rief sie, „und so verstört?"

„Leider, liebe Tante," entgegnete er mit erzwungener Unbefangenheit. „Eben kam ich, um der Gräfin Eva meine Glückwünsche zu der Wandlung von Erich's Krankheit zu bringen, als ich sie auf's Tiefste erschreckt von einem Nervenanfall traf, der bei dem Kranken ganz plötzlich eingetreten ist. Ich habe soeben nach dem Arzte gesandt."

„Unbegreiflich," klagte die Gräfin, „vorhin stand Alles so gut!"

Erna war sogleich in's Schlafgemach geeilt und ganz erstarrt bei dem veränderten Aussehen des Kranken.

„Um Gott, was ist nun geschehen, Eva?" fragte sie.

„Ja, wenn ich das wüßte!" entgegnete Eva mit gut gespielter Harmlosigkeit, aber ihr Herz pochte doch dabei wie zum Zerspringen. „Ein ganz unvorhergesehener Zufall, ich bin außer mir."

Als der herbeigerufene Arzt nach angstvollem Harren endlich kam, schüttelte er bedenklich den Kopf.

„Unerklärlich," rief er. Dabei sah er fragend die Umstehenden an.

Keiner wußte etwas zu sagen, die Wärterin war ja in dem entscheidenden Augenblicke nicht anwesend gewesen. Der Kranke fieberte heftig, warf sich unruhig im Bette hin und her und stieß ab und zu Laute aus, die Alle erschreckten.

Der Professor ordnete sogleich das Nöthige an, sah den Verband nach, der zwar ein wenig verrückt, aber glücklicherweise nicht zerstört war, und versprach, am Abend noch einmal wiederzukommen.

Dreizehntes Kapitel.

Eva hatte eine schlaflose Nacht gehabt. Fröstelnd saß sie, in ihren weiten, mit Schwan besetzten Kaschmirrock gehüllt, an dem flackernden Kaminfeuer. Sie hatte die Tasse mit der Frühstückschokolade halb geleert zurückgeschoben; die weiße Stirn in düstere Falten gezogen, starrte sie in die Gluth. Noch verfolgten sie die quälenden Bilder der Nacht, die sie im dämmernden Halbschlafe umschwebt hatten. Da lagen sie wieder vor ihr, die beiden aus dem Wasser gezogenen Leichen mit den aufgedunsenen Gesichtern, und neben sie drängte sich jetzt eine dritte Gestalt. Wieder und wieder hörte sie den qualvollen Jammerton aus des Verwundeten Brust, sah in die im Fieberwahn auf sie gehefteten rollenden Augen des Mannes, den sie zu lieben gemeint, den zu erringen sie sich als Preis des Lebens gesetzt, und der ihr nun fast noch mehr Entsetzen erregte, als die beiden Gestorbenen, denn er, er lebte ja noch, und wenn er genesen sollte, genesen könnte, so mußte der bisher in ihren Banden Gefesselte sich in ihren Feind verwandeln. Er würde die Kühnheit haben, ihr mit Verachtung zu begegnen, und seine ganze Verwandtschaft selbst die hochmüthige, ihr so wohlwollende Mutter, selbst Prinz Alfons, ihr huldigender Anbeter, würde ihr stolz den Rücken kehren, und Alles, Alles war umsonst gewesen. Statt der erhofften Verbesserung ihres etwas getrübten Rufes mußte ihr dann die so rasch wieder gelöste Verlobung nur größere Schmach und Demüthigung bringen. Es gab nur einen Ausgang, der sie vor dem Allen zu bewahren mochte, und das war Erich's Tod.

Fast erschreckt sah sie sich bei diesem Gedanken um. Hatte sie ihn ausgesprochen, hatte es Jemand erlauscht, das Fürchterliche, was sie in ihrem Busen trug? Ihm, den sie geliebt, den sie kaum erst mit heißem Verlangen in die Arme geschlossen, wünschte sie den Tod, den Tod durch die Kugel, die ihn um seines Treuebruchs willen, zu dem sie ihn mit allen bewußten Künsten der Verführung verlockt hatte, getroffen. Grauenhaft! War sie wirklich Alles dessen fähig, hatte sie das gethan, gedacht, gefühlt?

Wie mechanisch erhob sie sich, trat vor den Spiegel. Wie seltsam starr diese dunklen, sonst so feurig leuchtenden Augen blickten, wie bleich und hart und aller Holdseligkeit bar diese schön geformten Züge sich widerspiegelten, welche die Schmeichler so oft den Zügen der griechischen Götterbilder verglichen hatten. „So also," zuckte es in bitterem Spotte um ihre Lippen, „sieht eine Mörderin aus, eine Mörderin in Gedanken!"

Der Eintritt der Jungfer entriß sie ihrem Grübeln.

„Es ist Zeit zum Ankleiden, gnädigste Gräfin."

„Schon?"

Sie blickte nach der Uhr. Ganz recht, in einer Stunde war der Wagen bestellt, sie, wie alltäglich, nach dem Palais Waldsee zu führen. Wenn sie sich krank melden ließ, sich die Qual, jene Räume wieder zu betreten, in denen der um ihretwillen Sterbende lag, zu ersparen suchte? Aber nein, das ging nicht. Noch konnte sie ja ungehindert die Rolle der zärtlich liebenden, um das Leben des Verlobten bangenden Braut weiter spielen. Nur jetzt keine Schwäche! Jetzt hieß es stark sein, aushalten bis zum Ende, um der Sache die beste Seite abzugewinnen.

Zur bestimmten Stunde hielt ihre Equipage vor dem Palais Waldsee. Die Diener zeigten niedergeschlagene Mienen, es ging also noch nicht besser. Mit sicherem Schritte betrat Eva daher den Salon und das Krankenzimmer. Der Arzt war gerade anwesend. Er stand über den Kranken gebeugt, ihm zur Seite mit angstvoll aufhorchenden Mienen sämmtliche Familienglieder des gräflichen Hauses. Die barmherzige Schwester war dem Arzte zur Hand, der den Verband nachsah und den Puls des Kranken zählte.

Eva schaute mit geisterhaften Blicken auf das wachsbleiche Gesicht in den Kissen, aus dem die Augen mit völlig klarem Bewußtsein sie trafen. War es das böse Gewissen in ihr, oder war es Wahrheit, daß sie in diesem Blicke eine finstere Zurückweisung zu erkennen meinte? Sie trat unwillkürlich zurück, daß er sie nicht mehr sehen konnte.

„Der Patient scheint einen Wunsch zu haben," wandte sich der Arzt jetzt zu den Umstehenden. „Er bewegt unaufhörlich die Lippen; darf ich um Papier und Bleistift bitten, vielleicht findet er die Kraft niederzuschreiben, was er nicht zu sagen vermag."

Erna eilte sogleich in's Nebenzimmer und war in einer Minute mit dem Gewünschten wieder da.

„Können Sie sich ein wenig aufrichten, Herr Graf?" fragte der Arzt.

Erich nickte, die Pflegerin und Fürst Anton eilten hinzu, ihn zu stützen. Mit zitternder Hand griff er nach dem Stift und schrieb in großen unsicheren Buchstaben ein Wort nieder. Dann sank er tief aufseufzend zurück und schloß die Augen, es schien, als ob seine letzte Kraft damit erschöpft sei.

Der Arzt nahm das Blatt, las es und reichte es, ohne ein Wort zu sagen, der Mutter hin. Vor den Blicken der auf's Höchste Erregten tanzten die Buchstaben, aber sie erkannte doch mit pochendem Herzen einen Namen, der ihr der unliebste auf der Welt war, einen Namen, den sie haßte, weil sie die Trägerin desselben für diejenige hielt, die all' das Leid, das über sie gekommen, verschuldet hatte. Wankend zog sie sich in's Nebenzimmer zurück und sank dort, einer Ohnmacht nahe, in einen Stuhl.

Die Anderen mit dem Arzte folgten ihr nach wenigen Minuten. Eva hatte bereits mit einem Blick den Namen gelesen, höhnisch zuckte es um ihren Mund. Die Gräfin sah mit banger Frage zu der neben ihrem Stuhle Stehenden auf.

„Was soll ich thun, Eva?"

„Seinen Willen erfüllen," erwiderte diese hart.

Die Gräfin warf ihr einen ganz erschrockenen Blick zu.

„Das rathen Sie, Eva Sie?"

Der Arzt hatte seitwärts leise mit dem Fürsten gesprochen, jetzt trat er auf die alte Gräfin zu.

„Ich weiß nicht, wer die Trägerin des Namens ist, den der Kranke aufgeschrieben," sagte er ernst. „Aber wer sie auch sein mag, gnädigste Gräfin, es ist vielleicht der Wunsch eines Sterbenden, dessen Erfüllung in Ihren Händen liegt."

„Eines Sterbenden?" bebte die Gräfin. „So ist keine Hoffnung?"

„Das sagte ich nicht, Frau Gräfin; aber ich glaube, daß aller Grund vorhanden ist, des Kranken Wünschen nachzukommen." Damit griff er nach seinem Hut und verneigte sich. „Gegen Abend komme ich wieder."

Als der Arzt fort war, trat Fürst Anton zu seiner Schwester und sagte besänftigend:

„Fasse Dich, Milli, Du kannst, Du darfst diese Bitte Erich's nicht unerfüllt lassen."

Mit fragendem Blicke schaute die Geängstigte ringsum. Es war ein furchtbarer Kampf, den ihr Stolz mit der Liebe zu dem einzigen Sohne kämpfte.

„Und Keiner, Keiner steht auf meiner Seite?"

Alles blieb stumm. Fürst Anton zupfte sich mit ungeduldiger Miene am Schnurrbart, Prinz Alfons stand niedergeschlagenen Auges am Fenster, er wagte nicht Eva anzusehen. Diese aber verharrte kalt und bewegungslos wie eine Statue.

Der Fürst brach endlich das peinliche Schweigen.

„Komme zum Entschluß, Milli, es könnte sonst zu spät sein."

Das schreckte die in sich Zusammengesunkene empor.

„Zu spät?" schrie sie auf. „Anton, glaubst Du das wirklich?"

„Ich glaube es—ja," erwiderte er ernst.

„Gut denn, so sei's, man sende einen Boten zu dem Mädchen," sagte sie mit abgewandtem Haupte.

Da öffnete sich die Thür und wie gerufen trat die Baronin ein. Auch zu ihr war die Nachricht von der Verschlechterung in Erich's Befinden gedrungen, und sie war herbeigeeilt, um sich persönlich nach ihm zu erkundigen.

„Von welchem Mädchen sprachst Du?" fragte sie, welche die letzten Worte gehört hatte, ahnungsvoll.

„Von der Pfarrerstochter," war die mit bebender Stimme gegebene Antwort.

Eva war zurückgetreten und schritt nun mit stolz zurückgeworfenem Haupte zur Thüre.

„Wohin, Eva?" rief die Gräfin angstvoll und eilte ihr mit erhobenen Armen nach.

„Ich räume meinen Platz der Andern, der Gewünschten!" erwiderte sie herbe und schloß die Thür hinter sich.

Die Gräfin taumelte mit einem leisen Aufschrei zurück. Erna umfaßte sie liebevoll, und leitete die Wankende zu ihrem Sessel.

„Laß Sie gehen, liebe Tante, die Kaltherzige. Sie liebte ihn ja nie!"

„O Erna, was sprichst Du da?"

„Was ich lange gedacht. Hätte sie Erich wirklich geliebt, wie wäre es ihr da möglich gewesen, von seiner Seite zu weichen, ihn jetzt zu verlassen? O glaube es mir, geliebte Tante, diese Frau liebt nichts, vermag nichts zu lieben, als sich selbst."

Der Fürst und Prinz Alfons hatten mittlerweile mit der Baronin Zwiesprache gehalten. Diese wandte sich jetzt mit freundlich überredenden Worten zur Gräfin.

„Komm mit mir, Milli, mein Wagen steht vor der Thüre, wir holen Margarethe sogleich her."

Die Gräfin richtete sich auf.

„Wie, ich sollte? Unmöglich!"

„Das kann ich Dir nicht erlassen, Milli," entgegnete die Baronin fest. „Du darfst nach dem Vorgefallenen nicht verlangen, daß Margarethe Dein Haus betrete, ohne Deine besondere Einladung."

„So werde ich schreiben!" suchte die Gräfin auszuweichen.

Jetzt mischte sich Fürst Anton ein. „Ich glaube, daß Deine Schwägerin Recht hat, Milli. Besiege Deinen Widerwillen gegen das Mädchen um Erich's willen!"

Die Gräfin richtete sich auf, todtenbleich sah sie dem Bruder in's Antlitz.

„Und wenn Erich doch gesund würde? Anton, was dann?"

„Dann hast Du Deinen Sohn wieder, Milli, und wirst glücklich sein, daß er Dir, um welchen Preis auch immer, erhalten geblieben ist."

„Wenn er stürbe, während ich fort bin—wenn ich so verhindert würde, seinen letzten Seufzer zu empfangen? Ich will ihn wenigstens noch einmal sehen."

Man mochte sich ihr nicht weiter widersetzen. Leise trat sie in's Krankenzimmer und an das Lager des Verwundeten. Die barmherzige Schwester legte den Finger auf den Mund, Erich schien zu schlafen, seine Augen waren geschlossen und seine Brust hob sich in unregelmäßigen Zügen. Bei der Annäherung der Mutter jedoch hoben sich seine Lider und ein Blick traf sie, so lange, so voll stummen Flehens, daß sie überwältigt in die Kniee sank.

„Beruhige Dich, mein einziger, mein geliebter Sohn, ich hole sie Dir!"

Er verstand sie und wie ein Hauch der Freude ging es über seine verfallene Züge.

Vierzehntes Kapitel.

Margarethe harrte voller Angst der Rückkehr der Baronin. Da endlich hörte sie Schritte im Vorzimmer, aber nicht die Baronin trat herein, sondern eine bleiche, gebückte Frauengestalt.

Margarethe fuhr zurück. Sie erkannte sie wohl, die einst hoch gehobenen Hauptes, stolz und abweisend vor ihr gestanden, die ihr die bitterste Kränkung ihres Lebens zugefügt hatte. Aber kein Groll stieg in ihrer reinen Seele auf, nur Mitleid mit der Schwergeprüften, deren gramdurchfurchte Züge von tiefem Seelenleid sprachen. Doch was wollte sie von ihr? Ist denn wirklich jede Hoffnung verloren, und sendet der Sterbende sie her, um der Gekränkten Verzeihung mit hinüberzunehmen?

Die Gräfin richtete ihr umflortes Auge auf das voll zitternder Spannung sie anschauende Mädchen, und etwas wie ein Gewissensbiß stieg in ihrer Seele auf, so schreckhaft verwandelt fand sie das vor Kurzem noch so blühende junge Mädchen. Zugleich traf ihr Blick in dem hinter Margarethe befindlichen Spiegel ihre eigene gebeugte Gestalt, und sie sagte sich: Das Alles hätte anders sein können, wenn Du nicht entscheidend in das Schicksal gegriffen, wenn Du nicht Erich mit allen Mitteln von seinem Verlöbniß abgewandt und der schönen Eva zugeführt hättest, die ihn jetzt verläßt, da er um ihretwillen stirbt! Und eine unendliche Bitterkeit gegen Eva wallte in ihr auf, und die einst Vergötterte dünkte ihr der Inbegriff aller Selbstsucht und Herzenskälte.

Mit einer raschen Bewegung streckte sie Margarethe beide Hände entgegen:

„Die Mutter," sagte sie mit einer Stimme, die völlig klanglos vor Erregung war, „kommt zu Ihnen im Namen ihres Sohnes, ihres vielleicht sterbenden Sohnes. Erich verlangt nach Ihnen! Wollen, können Sie seinem Rufe folgen, können Sie vergessen, was vorgefallen ist und ihm das Wort der Versöhnung geben, das er ersehnt?"

Ein Zucken des Schmerzes ging durch Margarethe's Glieder.

„Eines Sterbenden vielleicht!" hauchte sie, ihr Antlitz verhüllend.

Ueber der Gräfin Züge flog eine seltsame Bewegung: Sie also, die Verrathene, die Beleidigte, sie hatte Thränen für das Leiden des Ungetreuen. Mit fiebernder Hast faßte sie des Mädchens Arm.

„Zögern Sie nicht lange. Jede Minute fern von ihm ist ein Opfer meines eigenen Lebens, das dahingeht mit dem des einzigen geliebten Sohnes!"

Margarethe fuhr jäh empor.

„Ich komme, ich komme! Ach, was ist es denn, das ich für ihn thun kann? Vergeben, das that ich längst. Was aber habe ich Ihnen angethan! Ich, ich allein bin ja die unselige Ursache alles Unglücks!"

Damit beugte sie sich über der Gräfin Hand, und heiße Thränen fielen auf dieselbe nieder.

Die alte Dame war tief bewegt.

„Du gutes Kind!" flüsterte sie.

Schon aber war Margarethe in's Nebenzimmer entflohen, um dort mit hastender Eile sich bereit zu machen. Einen Moment zwar überwältigte sie es doch, sie mußte sich stützen, weil sie umzusinken glaubte. Doch bald fand sie Kraft wieder. Hieß es ja jetzt nicht zitternd und zagend dem eigenen Schmerze nachgeben, sondern handeln, standhaft sein, ob auch das eigene Herz darüber brechen sollte. So vermochte sie es denn über sich, äußerlich wenigstens ruhig und gefaßt der Harrenden entgegenzutreten, und der siegreich ausgekämpfte Kampf mit der eigenen Schwäche verlieh dem feinen, durch das Leid der letzten Wochen vergeistigten Antlitz eine Verklärung, die selbst die Gräfin mit Erstaunen erfüllte. Nie hätte sie dem schlichten Pfarrerskinde eine solche Hoheit in der Erscheinung zugetraut, und mit innerer Selbstanklage fing sie jetzt erst — ach zu spät—Erich's Neigung für dieses Mädchen, seine bittere Reue um den an ihr begangenen Verrath ganz zu begreifen an.

Als am Abend der Arzt kam, fand er neben der barmherzigen Schwester eine neue Pflegerin an dem Lager des Kranken, der still und mit einem lächelnden Ausdruck in den bleichen Zügen den Bewegungen der sorglich um ihn Schaffenden folgte. Und bald fing auf des Arztes Angesicht sich das Lächeln des Kranken an wiederzuspiegeln.

„Es scheint sich zum Besseren zu wenden," meinte er zur Gräfin. „Unser Patient hat sich selbst die heilkräftigste Medizin verschrieben, wie es scheint — und Sie, gnädigste Gräfin, haben, wenn meine Voraussetzungen mich nicht trügen, Ihrem Sohne durch die Erfüllung seines Wunsches das Leben gerettet."

Damit ging er, die Gräfin aber sank in die Kniee und verhüllte sich das Antlitz. Sie weinte heiße Dankes- und Reuethränen zugleich und gelobte im überschwellenden Gefühle gut zu machen, was sie gefehlt, abzulassen von ihrem Hochmuth und nichts Anderes ferner zu wollen und zu begehren, als des heißgeliebten Sohnes Glück.

Noch bange Tage schwankte die Waage zwischen Furcht und Hoffnung, ehe des Arztes Wort erschallte: Nun ist jede Gefahr überwunden!

Welche schwere Zeit für Margarethe, aber auch welch' selige! Nun erst hatte sie das Empfinden, sich ein Anrecht an Erich erworben zu haben, als er unter ihrer Pflege zu neuem Leben erwachte. Und welch ein Moment höchsten Glückes, als die theuren Lippen zum ersten Mal den Namen: „Margarethe auszusprechen vermochten!"

* * *

Es war an einem heiter klaren Wintertage, als der Genesene mit Margarethe vor dem Altar der Kirche ihres Heimathsdorfes stand, wo Pastor Frobinius den Bund ihrer Herzen segnete. Ein kleiner Kreis stand um die Glücklichen, die nächsten Verwandten und Angehörigen des Paares, unter denen nur einer fehlte, Fritz Körber, der auf des Vormundes entschiedenes Gebot den bunten Rock ausgezogen hatte und nach Brasilien ausgewandert war, um dort ein neues Leben der Arbeit zu beginnen. Erich empfand, wie schmerzlich die Abwesenheit des ihr zunächst Stehenden auf Erden an diesem weihevollen Tage für Margarethe sein mußte, und nach vollzogener Trauung sein junges Weib umschlingend, sagte er zärtlich:

„Jetzt hast Du nur noch mich, Margarethe, Alles muß ich Dir ersetzen, was Du verloren, Vater und Bruder!"

Mit innig dankendem Blicke sah sie zu ihm auf.

„Nicht ganz so, mein Erich! Laß mich hoffen, daß mir der Bruder nicht verloren ist, daß ich ihn einst wiedersehe, als einen tüchtigen, im Kampf mit dem Leben erstarkten Mann. Und der Vater! Kann man verlieren, was man ganz besaß? Er lebt in mir so lange ich athmen werde. Du aber, mein Geliebter, bist mir die schöne, glückliche Gegenwart, der ich in ganzer Hingabe mein Sein und Leben widmen darf, in dem Einen Alles umschließend, was ich liebe!"

Ein amtsmüder Scharfrichter.

Aus Paris wird berichtet: „Monsieur de Paris", Herr Deibler, „Scharfrichter für das französische Festland", fühlt sich müde und will in den Ruhestand treten. Das Alter dazu hat er, denn er ist 1823 geboren und „arbeitet" in seinem Fache seit 1858. Damals wurde er zum Gehülfen ernannt, rückte 1863 zum Scharfrichter von Rennels vor und wurde nach dem Kriege, als für ganz Frankreich nur noch ein Scharfrichter beibehalten wurde, Adlatus des damaligen „Monsieur de Paris" Henderich und dann bei dessen Nachfolger Roch. Deibler war mit der Tochter des Scharfrichters von Algier verheirathet und Vater von zwei Kindern, die er zärtlich liebte. Der Tod seiner Tochter hat seinen Lebensabend so verdüstert, daß er sich zum Rücktritte von seinem Amte entschloß. Sein Nachfolger dürfte Berge sein, der Schwiegersohn Roch's, der schon der Anwartschaft auf den Posten sicher zu sein wähnte, als Roch starb, aber vor Deibler zurücktreten mußte. Dieser Letztere hat während seiner Laufbahn die Hinrichtung von 218 Verbrechern zu leiten gehabt, öfter eine zwiefache, ein einziges Mal eine vierfache: die der vier Matrosen, welche im Jahre 1864 auf offener See den Kapitän des „Foederis-Arca" und mehrere ihrer Kamerden tödteten, um sich der Ladung zu bemächtigen. Sein Vorgänger Roch hatte 173 Hinrichtungen vorgenommen und ein halbes Jahrhundert als Lehrling, Gehülfe und Meister — sein Vater war Scharfrichter des Departements Lozere, sein Onkel der des Departements Ardeche gewesen — seines Amtes gewaltet. So schön und feierlich, wie Henderich, der vor ihm kam, arbeitete er aber nicht, obwohl er aus Familienüberlieferung eine stolze Vorstellung von der Wichtigkeit eines „Executeur des hautes oeuvres" hatte. Henderich, ein Mann mit glattrasirtem Kinn, operirte im Frack mit weißer Halsbinde und nach jeder Hinrichtung begab er sich zuerst nach der Kirche, wo er eine Seelenmesse für den Todten lesen ließ und dann in's Bad.

In Alabama ist der Preis der Baumwolle gegenwärtig so niedrig, daß die Farmer darüber in Verzweiflung gerathen. Als neulich der Farmer S. Hall aus dem County Coffee erfuhr, daß die Baumwollpreise noch immer im Fallen begriffen sein, verbrannte er seine Baumwolle und nahm sich das Leben. John Williams aus Limestone warf seine Baumwolle in den Elk River, weil er sie für den ihm gebotenen niedrigen Preis nicht verkaufen wollte.